

Gescheiterte Liebeserziehung,
gelungene Beschriftung

Gescheiterte Liebeserziehung, gelungene Beschriftung

Sprache und Begehren im Märe
„Des Mönchs Not“

Zusammenfassung nach Susanne Reichlin

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2008

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas.

Diese Schrift ist eine freie, eigenständig formulierte Zusammenfassung des Aufsatzes von Susanne Reichlin: *Gescheiterte Liebeserziehung, gelungene Beschriftung: Sprache und Begehren im Märe „Des Mönchs Not“*. In: Mireille Schnyder (Hg.), *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters*, Berlin/New York: De Gruyter, 2008, S. 221–241.

Der Wortlaut des Originalaufsatzes wird nicht wiedergegeben; Inhalt und Gedankengang werden in eigenen Worten referiert.

*Ein Mönch, der Lesen und Singen besser beherrscht als
Lieben, stößt auf ein Wort für ein Band, das er nicht kennt
— und die Geschichte, die daraus entsteht, bindet nicht
ihn, sondern die Lesenden.*

— frei paraphrasiert nach dem Märe „Des Mönchs Not“

Einleitung

Susanne Reichlin veröffentlichte ihre Untersuchung *Gescheiterte Liebeserziehung, gelungene Beschriftung* 2008 in dem von Mireille Schnyder herausgegebenen Sammelband *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters*. Ihr Gegenstand ist ein kleines, wenig bekanntes mittelhochdeutsches Märe: *Des Mönchs Not*, verfasst von einem Autor, der sich selbst „der Zwickauer“ nennt und über den sonst nichts bekannt ist. Die Handschriften weisen auf eine Entstehung vor 1300.

Reichlin nimmt ihren Ausgang von einer in der neueren Literaturwissenschaft verbreiteten Überzeugung: dem sogenannten *linguistic turn*, wonach Begehren nicht in erster Linie ein körperliches, sondern ein sprachlich erzeugtes Phänomen sei. Besonders der amerikanische Mediävist Howard Bloch hatte für die altfranzösischen Fabliaux die These vertreten, die Sprache selbst bringe das Begehren erst hervor, dem sie vorgeblich nur Ausdruck verleiht. Reichlin hält diese Position für zu pauschal. Ihr zufolge verwischt sie einen wichtigen Unterschied: den zwischen der *Handlungsebene* einer Erzählung — dem, was den Figuren geschieht — und ihrer *Erzählebene* — der Art und Weise, wie davon berichtet wird. Beide Ebenen, so ihre These, können sich in ihrem Verhältnis zum Begehren durchaus widersprechen. Genau ein solcher Fall liegt, wie sie zeigen will, in *Des Mönchs Not* vor: Eine Geschichte, in der das Begehren auf der Handlungsebene programmatisch scheitert, während sie auf der Erzählebene ein eigenes, sprachlich erzeugtes Begehren bei den Lesenden weckt.

Die bisherige Forschung zu dem Märe hatte sich fast ausschließlich für dessen befremdlichsten Zug interessiert: die eingebildete Schwangerschaft des Mönchs. Robert Zapperi las darin eine Verbildlichung seiner „Effemination“ und eine Kritik an den patriarchalen Herrschaftsverhältnissen von Klerus und Adel. André Schnyder deutete Scheitern und Schwangerschaft als verschlüsselte Anzeichen homosexuellen Begehrens und den Mönch, mit Verweis auf Foucault, als „Opfer sexueller Repression“. Irmgard Meiners wiederum sah in der Geschichte

vor allem eine Kritik an einer Vernunft, die sich vollständig von der Wirklichkeit entfernt habe. Reichlin würdigt diese Lesarten, hält ihnen aber entgegen, dass sie durchweg ein Begehren voraussetzen, das durch äußere Mächte unterdrückt werde — und dass sie darüber die genuin sprachliche, erzählerische Machart des Textes vernachlässigen.

Der Inhalt des Märes selbst ist rasch erzählt. Ein Kind wird als Novize in ein Kloster gegeben und wächst dort, der Welt gänzlich unkundig, mit Lesen, Singen und Beten auf. Eines Tages stößt der junge Mönch beim Lesen auf den Ausdruck „minne bant“ — das „Band der Minne“ — und will wissen, was es bedeutet. Er fragt den Knecht des Klosters, der ihm in den gängigen Bildern von der Minne erzählt: von Krankheit und Heilung, von Fesselung und Erlösung, von einem Ort voller feiner Speisen und guten Weins. Der Mönch bricht daraufhin auf, die Minne selbst zu erfahren. In einer Herberge soll ihn die Wirtin gegen Bezahlung des Knechts in die Liebeskunst einführen; der Mönch aber weigert sich, seine Kutte abzulegen, und bleibt starr liegen. Die erzürnte Wirtin schlägt ihn wiederholt — und bezeichnet die Schläge dabei selbst als „Minnebriefe“. Der Mönch flieht zurück ins Kloster und glaubt sich bald, aufgrund einer Bemerkung des Knechts über die Rollenverteilung beim Beischlaf, schwanger. Aus Furcht vor Schande sucht er eine Abtreibung herbeizuführen; als ein aufgescheuchter Hase davonläuft, hält er ihn für sein eigenes Kind und folgt ihm weinend nach. Ein Mitbruder bringt ihn mit Gewalt ins Kloster zurück, wo man ihn für besessen hält und ihn mit Beichte und Zwang von seinem vermeintlichen Wahn befreit. Am Ende liest, singt und betet der Mönch wieder wie zu Beginn.

Reichlins Analyse verfolgt dieses kleine, in sich geschlossene Geschehen entlang sechs großer Fragestellungen, die im Folgenden nachgezeichnet werden sollen.

Kapitel 1

Erotische Naivität

Das Märe gehört zunächst einem in der mittelhochdeutschen Kurzerzählung geläufigen Muster an: dem der „erotischen Naivität“. Eine unerfahrene, meist klösterlich oder ländlich abgeschieden aufgewachsene Figur kennt die Sprache der höfischen Liebe nicht und wird von dieser Unkenntnis in komische oder verhängnisvolle Situationen geführt. Häufig ist es das bloße Wort „minne“, das die Neugier dieser Figuren weckt — im Märe vom *Häslein* etwa fragt ein Mädchen ganz unverblümt, was das denn sei, diese Minne.

Reichlin zeigt, dass *Des Mönchs Not* dieses Muster aufruft, zugleich aber in einem entscheidenden Punkt von ihm abweicht. In den vergleichbaren Erzählungen ist es stets ein Mensch — ein Verführer, ein Liebhaber —, der die naive Figur gezielt und meist in täuschender Absicht in den Minnediskurs einführt. Beim Mönch dagegen geht der Anstoß von einem geschriebenen Wort aus, das er zufällig beim Lesen findet. Er wendet sich nicht an eine geistliche Autorität, sondern an den Knecht, jene Randfigur des Klosters, die zwischen innen und außen vermittelt. Seine Neugier führt ihn zwar aus den Mauern des Klosters hinaus — nicht aber aus der Sprache heraus, in der er sich bewegt. Der Knecht antwortet ihm mit denselben höfischen Topoi, die auch anderswo begegnen: dem Wechsel von Freud und Leid, der Krankheit der Liebe, der Fremdbestimmung des Liebenden — vermischt mit einer sehr viel handfesteren, ökonomischen Sicht auf den „Minnehof“ als einen Ort, den man nur mit barem Geld betritt.

Entscheidend ist, dass die vom Knecht geweckte Erwartung sich nicht erfüllt. Während die naiven Figuren anderer Mären, meist Frauen, durch ihre Einführung in die Minne ein „unersättliches“ Begehren entwickeln, endet die Liebesnacht des Mönchs nicht in Lust, sondern in Gewalt: Er bleibt reglos liegen, die Wirtin schlägt ihn. Das Muster der erotischen Naivität wird also zitiert, aber ge-

rade nicht im erwartbaren Sinne erfüllt.

Kapitel 2

Kongruenz von Körper und Sprache

Der zweite Argumentationsschritt betrifft das Verhältnis von Körper und Diskurs. In den mit *Des Mönchs Not* vergleichbaren Erzählungen entsteht die Komik meist aus einem Auseinanderfallen von Sprache und Erfahrung: Die naive Figur bleibt, selbst nachdem sie sexuell initiiert wurde, im Bann falscher Wortbedeutungen — im Märe vom *Gänslein* etwa hält ein Mönch Frauen für Gänse und wünscht sich entsprechend „Gänse“ zum Weihnachtessen.

Des Mönchs Not verfährt nach Reichlin genau umgekehrt. Obwohl dem Mönch jede sexuelle Erfahrung und jede Empfindung der Minne fehlt, treten an seinem Körper exakt jene Symptome ein, die der Knecht zuvor als Folgen der Liebe angekündigt hatte: Er wird bleich, ihm schmerzen Rücken und Brust, als wäre er verbrannt; die Wirtin „vertreibt ihm die Zeit“ und „schenkt“ ihm Freude — Formulierungen, die eigentlich der höfischen Minnekrankheit entlehnt sind, hier aber schlicht Prügel und Angst meinen. Zurück im Kloster kränkelt er, ganz so, wie es der Knecht vorausgesagt hatte.

Diese Übereinstimmung von Körpersymptom und Diskurs ist, wie Reichlin betont, keine Bestätigung, sondern eine Ironie: Sie macht sichtbar, dass hinter den zutreffend eintretenden Zeichen jedes tatsächliche Begehren fehlt. Der höfische Liebesdiskurs geht traditionell davon aus, dass sich Liebe, wenn sie sprachlich behauptet wird, auch am Körper zeigt. *Des Mönchs Not* führt diese Konvention bis zur Karikatur: Der Körper bestätigt den Diskurs perfekt — gerade weil und obwohl kein Begehren vorhanden ist. Die Erzählung macht damit die *Absenz* des Begehrens zu ihrem eigentlichen Thema.

Kapitel 3

Konkretisierung höfischer Liebesmetaphorik

Eine verbreitete komische Technik der Märendichtung besteht darin, höfische Liebesmetaphern — etwa die personifizierte „Frau Minne“ oder ihren „Hof“ — wörtlich zu nehmen und dabei zumeist sexuell aufzulösen: Der Dienst des Mannes wird materiell, sein Lohn körperlich. Auch in *Des Mönchs Not* werden die Bilder des Knechts rasch in diesem Sinne konkretisiert: Aus der „Frau Minne“ wird eine käufliche Wirtin, aus ihrem „Hof“ eine gewöhnliche Herberge.

Der entscheidende Unterschied liegt jedoch darin, wie diese Konkretisierung ausgeht. Während in anderen Mären die erwartete sexuelle Auflösung der Metaphorik tatsächlich eintritt — der metaphorische „Stoß“ erweist sich als der reale Akt —, wird sie hier bewusst enttäuscht: Wenn die Wirtin von „Stößen“ spricht, sind buchstäblich Schläge gemeint, keine verhüllte Sexualität. Die vom Text geweckte Lese-Erwartung einer erotischen Auflösung wird also erfüllt und zugleich unterlaufen. Reichlin liest darin einen Hinweis auf die grundsätzliche Verschiebbarkeit jeder Metapher: Es gibt nicht die eine richtige Konkretisierung eines Bildes, sondern nur eine sprachliche Verschiebung, die ebenso gut in eine andere Richtung hätte gehen können — und die, wie das Märe zeigt, wiederholbar ist.

Kapitel 4

Verschiebungen

Im Anschluss an Howard Blochs Begriff der *deflection of the proper* — der Ablenkung eines Wortes von seiner „eigentlichen“ hin zu einer uneigentlichen, übertragenen Bedeutung — untersucht Reichlin, wie *Des Mönchs Not* auf mehreren Ebenen zugleich mit solchen Verschiebungen arbeitet. Nicht nur der naive Mönch missversteht Metaphern und Personifikationen; auch der Erzähler und die Wirtin selbst verwenden Wörter in einem ihnen eigentlich fremden Kontext. Der Erzähler nennt die Schläge der Wirtin eine „Lektion“ — ein Begriff aus der klösterlichen Lesepraxis. Die Wirtin selbst dagegen bezeichnet sie, wie erwähnt, als „Minnebriefe“.

Diese doppelte, gegenläufige Benennung derselben Handlung — einmal aus dem Kloster-, einmal aus dem Minnediskurs entlehnt — stiftet nach Reichlin eine Verbindung zwischen zwei Welten, die dem Mönch zu Beginn noch fremd waren. Es ist jedoch keine versöhnende Verbindung: Beide Diskurse werden derart radikalisiert, dass ihre jeweilige Unmöglichkeit offenbar wird. Wird die klösterliche Unterweisung zu bloßer, unmotivierter Gewalt, führt das nicht zu Erkenntnis, sondern zu weiterer Gewalt. Wird der Minnebrief — traditionell ein Mittel, um Liebe über Distanz zu vermitteln — wörtlich genommen, wird ausgerechnet die Nähe zum Problem: Dem Mönch, so heißt es im Text, sei die Minne „zu nah“. Solche kleinen sprachlichen Verschiebungen erzeugen, wie Reichlin zeigt, immer neue, auf die Handlung zurückwirkende Missverständnisse und treiben so die Erzählung voran.

Kapitel 5

Kontextlosigkeit

Ein zentrales Moment von Reichlins Deutung betrifft den Auslöser der ganzen Geschichte: den Ausdruck „minne bant“ selbst. Anders als in vergleichbaren Erzählungen, in denen die naive Figur der Minne in der erlebten Welt begegnet, begegnet sie dem Mönch ausschließlich als geschriebenes Wort — und zwar als eines, dessen Herkunft im Text selbst völlig unbestimmt bleibt. Einmal ist von einem Blatt, einmal von einem Buch die Rede; welchem größeren Text, welchem Satz der Ausdruck entstammt, erfahren die Lesenden nie.

Reichlin deutet diese Kontextlosigkeit mit Rückgriff auf Ivan Illichs Überlegungen zur mittelalterlichen Schriftkultur und auf Jacques Derridas Begriff der Iterabilität: Ein geschriebenes Zeichen lässt sich, anders als gesprochene Rede, aus seinem ursprünglichen Zusammenhang herauslösen und an ganz anderer Stelle wiederholen — ohne dass sein „eigentlicher“ Ursprungskontext je wieder erreichbar wäre. Der Mönch reagiert auf diese Ablösung, indem er das Buch beiseitelegt und außerhalb der Schrift, in der „Welt“, nach einem konkreten Gegenstand sucht, auf den das Wort verweisen könnte. Genau dieses Vorhaben scheitert.

Damit aber sind nicht nur der Mönch, sondern auch die Lesenden selbst in eine unerfüllte Erwartung verstrickt: Auch sie erfahren nie, welchem Kontext der Ausdruck „minne bant“ ursprünglich entstammt, und werden — wie Reichlin es nennt — auf ihr eigenes „textuelles Begehren“ nach einer solchen Kontextualisierung zurückverwiesen.

Kapitel 6

Verschobene Rekontextualisierung

Im letzten Schritt führt Reichlin die vorangegangenen Beobachtungen zu ihrem eigentlichen Ertrag zusammen. Der zitierte, seines Ursprungs beraubte Ausdruck „minne bant“ erzeugt ein doppeltes Begehren: Dem Mönch verspricht er einen außersprachlichen, in der Welt auffindbaren Referenten; den Lesenden verspricht er, dem scheinbar kontextlosen Wort eine Geschichte, einen Ursprung zu geben. Beide Versprechen werden gebrochen. Statt einer Auflösung folgt immer nur der nächste Kontext, in dem der ursprüngliche Ausdruck selbst nicht mehr vorkommt — bis die Erzählung sich, scheinbar kreisförmig, wieder an ihrem Anfang schließt: Der Mönch liest und singt am Ende wie zu Beginn. Der Ausdruck „minne bant“ jedoch ist im Verlauf der Geschichte spurlos verschwunden.

Für dieses Phänomen prägt Reichlin den Begriff des *textuellen Begehrens* und grenzt ihn ausdrücklich von dem psychoanalytisch geprägten „Textbegehren“ ab, das Helga Gallas in ihrer Deutung von Kleists *Michael Kohlhaas* entwickelt hatte. Während Gallas ein Unbewusstes des Textes voraussetzt, das sich in verschobenen Signifikanten äußert, geht es Reichlin nicht um ein psychisches Subjekt hinter dem Text, sondern um eine reine Erzählstrategie: Spannung entsteht dadurch, dass Erwartungen fortwährend geweckt, aber nur verschoben, nie eingelöst werden. Dieses textuelle Begehren, so betont Reichlin, ist von dem sexuellen Begehren, das die Handlungsebene als abwesend vorführt, und von dem bloß hermeneutischen Begehren nach Wortbedeutung, das der Mönch selbst empfindet, deutlich zu unterscheiden.

Am Ende steht damit eine doppelte Bewegung, die sich im Titel des Aufsatzes spiegelt: Auf der Handlungsebene scheitert die Liebeserziehung des Mönchs vollständig — er erfährt weder die Bedeutung des Wortes noch das, wofür es

steht. Auf der Erzählebene aber gelingt genau jene „Beschriftung“, die dieses Scheitern erzählerisch in Szene setzt: Sie erzeugt, allein durch die kalkulierte Verschiebung sprachlicher Fragmente, ein Begehren bei den Lesenden, das der Mönch selbst nie erfahren durfte.